

Oliver Wunderlich

Wir, die Anderen

22 Menschen und ihre Geschichte

Oliver Wunderlich, Jahrgang 1964, ist in München geboren und aufgewachsen. Seit mehr als zehn Jahren spricht er seine Texte in ein Mikrofon. Seine Podcasts sind regelmäßig Bestseller auf Audible und alleine für „Anders und Wunderlich“ hat er schon über 600 Kurzgeschichten geschrieben. In „Wir, die Anderen“ erscheinen 22 seiner Lieblingsgeschichten als Buch, Hörbuch und eBook.

© 2022 Oliver Wunderlich

Verlagslabel: Anders & Wunderlich

ISBN Softcover: 978-3-347-70827-3

ISBN Hardcover: 978-3-347-70828-0

ISBN E-Book: 978-3-347-70829-7

ISBN Großschrift: 978-3-347-70830-3

ISBN Hörbuch: 978-3-98762-363-9

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tredition GmbH, Halenreie 40-44, 22359 Hamburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Halenreie 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland.

Inhaltsverzeichnis

CuRRRywurstolympiade.....	7
Kirschbonbonsammlung	21
Der Chef der Cowboys	31
Klopp, Klopp & Klopp	29
Die Feldflasche	47
Cha cha cha	63
Der Snickers-Krieg	77
Vier Jahreszeiten	67
Holbox	103
Der Heilige der Parksünder	115
Krüppelschnecke	131
Der Krieg der Buchstaben.....	149
Regentropfenleuchtung.....	155
Der Saurierpulli.....	163
Bäckergeheimnis.....	169
Der Fluch von Bohlsen	177
Die Musikersekte	187
Lesbenmusik.....	199
Im Dunkeln pfeifen.....	211
Königin der wilden Kerle	227
Das Schatzhaus	239
Ghostwriter	199

CuRRRy wurstolympiade

Alles, was uns von einem Leben in Luxus trennte, war eine gute Idee. Meinte Vater. Bis dahin arbeitete er in einer Druckerei. Vorübergehend, bis unvermeidlich der Reichtum über uns hereinbrechen würde. Nur bis zur guten Idee.

In Aydin, einem jungen Mann aus Anatolien, hatte er einen Gleichgesinnten gefunden. Beide arbeiteten in der Nachtschicht. Die Bezahlung war besser und es gab an vier von fünf Nächten, wenn die Zeitschrift nicht gedruckt wurde, wenig zu tun. In ihren Rauchpausen tauschten sie Ideen aus.

„Man müsste nur ...“

„Hat eigentlich schon jemand ...“

„In Everswinkel gibt es keine Currywurstbude. Man müsste nur so einen Wagen kaufen, mit Ofen und Fritteuse und Kühlschrank, dann könnte man einen Riesenreibach machen“, meinte mein Vater eines Nachts.

„Currywurst schmeckt langweilig.“ Aydin war nicht beeindruckt. „Scharf“, erklärte er, das gäbe es nur in der Türkei. Da gäbe es dieses Gewürz, „Pul Biber“ hieße das, das sei richtig und wahrhaftig scharf.

„Nein, keine Ahnung“, sagte er. „Kann man nicht übersetzen.“

Da war sie, die lange gesuchte Geschäftsidee!

Am Wochenende präsentierten sie ihr Konzept meiner Mutter. Doch die hatte nicht genug Fantasie, um an den plötzlichen Wohlstand zu glauben, meinte Vater. Vielleicht waren die Vokabeln „kündigen“ und „Ersparnis investieren“ zu abschreckend.

„Ich halte das für eine ausgesprochene Schnaps-idee“, sagte sie.

Am Ende gab sie doch grünes Licht. Papa und Aydin hatten für uns alle Begeisterung genug.

Drei Monate später durften sie ihren selbstlackierten Imbisswagen an der Bergstraße aufstellen. „Wolle und Aydin“ stand da klein und über die ganze Länge: „Die schärfste CURRRRYWURST westlich von Bombay!“ Ihr Eifer hatte für ein „R“ mehr als benötigt gereicht, was Mutter aber erst aufgefallen war, als der Lack getrocknet war.

„Das ist sogar gut! So heißt keine andere Currybude der Welt!“, meinte Vater, der sich für das Marketing verantwortlich fühlte und überzeugt war, dass die Currywurst aus Indien stammte und nicht aus Berlin.

Erstaunlicherweise liefen die Geschäfte prächtig. Wir wurden zu einer Currywurstfamilie. Unser Leben drehte sich um Wurst, Ketchup, Curry, Pommes und Pul Biber, bei unseren Kunden als „Scharf“ bekannt.

Alle hatten Mitspracherecht, wenn es darum ging, ob man zur Ergänzung Brause-Ufos oder Gummischlangen ins Programm aufnehmen sollte.

Meine Mutter war im Dauereinsatz und vergaß, wegen meiner Hausaufgaben herumzunörgeln. Auch, dass sie froh gewesen wäre, wenn sie so lange zur Schule hätte gehen dürfen wie ich, musste ich mir nicht mehr anhören. Manchmal wurden meine Schwester und ich zur Arbeit eingeteilt. Wir seufzten altersgemäß, aber insgeheim liebten wir es, im Wagen zu stehen, Würste zu braten, Pommes zu frittieren, Bierchen oder Cola auszuschenken und die Kasse zum Klingeln zu bringen. Vor der CuRRRybude waren wir nur Kinder gewesen, jetzt waren wir Mitarbeiter.

Ein wichtiger Kundenkreis waren die Schüler der nahe gelegenen Gesamtschule, was man an den Pausenbrotten erkennen konnte, die bei uns im Müll landeten. Da mochten Mama oder Papa liebevoll ein Salamibrot in Butterbrotpapier gepackt haben, eine Portion Pommes für fünfzig Pfennig bei uns war leckerer.

Darum war die Meldung der Lokalzeitung, dass in der Kreisstadt nebenan ein McDonalds eröffnen würde, ein Schock für Aydin und Papa.

Denn noch cooler als Pommes von der CuRRRy-bude waren Cheeseburger, Schokoshake und Apfeltaschen aus Amerika – so gut kannten sie ihre Kundschaft.

Am Abend dieser Hiobsbotschaft herrschte in unserer kleinen Küche Weltuntergangsstimmung. Auf dem Tisch quoll der Aschenbecher über von hektisch gerauchten HBs, der Kühlschrank war geplündert und das Bier getrunken. Aydin und Papa jammerten und schimpften auf die ungerechte Welt, in der die Großen die Kleinen gnadenlos vernichteten.

Ich las den Artikel. Der Autor vertrat zwei Meinungen. Zum einen war es der Untergang des Abendlandes, wenn ein amerikanischer Konzern die europäische Esskultur vernichtete. Hamburger und Pommes waren ungesund und machten dick und führten dazu, dass man Ronald Reagan wählte und zu viel in den Fernseher glotzte. Aber man war auch geschmeichelt. Schließlich war damit unser Landkreis zu einem der Orte geworden, die Andy Warhol besuchen konnte. Der hatte gesagt, er reise grundsätzlich nicht in Städte ohne McDonalds.

„Weil die auch Presse kriegen und wir nicht! Das ist ungerecht!“, sagte Papa und wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Glatze.

„Warum berichten die nicht einmal von richtigen Ureinwohnern von Everswinkel, die es auch zu etwas gebracht haben?“, fragte er Aydin.

„Ich bin in Çanakkale auf die Welt gekommen.“

„Ja, nein, ist auch keine gute Idee.“

Irgendwann, viele Schachteln HB und eine halbe Flasche Raki später, wurde die rettende Idee geboren. Es war halb drei Uhr in der Nacht. Ich sah in der Küche nach dem Rechten, wo die beiden Unternehmer zwei verschiedene Lieder sangen und noch verschiedener dazu tanzten.

„Greta, wir machen eine Currywurstolympiade. Aber mit drei R!“, rief mein Vater begeistert.

„Currywurst hat immer drei R“, antwortete ich.

„Dann mit vier R, du weißt, was ich meine!“

Der Plan war schlicht, aber doch elegant. Man würde ein Wettessen veranstalten. Jeder konnte teilnehmen, die Gebühr betrug zehn Mark. Man servierte reihum eine Currywurst nach der anderen und wer am Ende die meisten vernichtet hatte, gewann den Preis: Ein Jahr lang kostenloses Essen in der CuRRRybude! Das würde uns vorher und nachher Presse verschaffen. Jeder Everswinkler würde von uns erfahren.

„Das ist eine Schnapsidee“, meinte meine Mutter am nächsten Morgen, doch ihre Meinung hatte deutlich an Autorität verloren, seit Papas letzte Idee ihre Agio-Filter-Tip-Zigarillos finanzierte.

Tatsächlich schien auch der neue Plan aufzugehen. Schon eine Woche später wurde der Currywurstolympiade eine ganze Seite in der Lokalzeitung eingeräumt, das Foto von Aydin, Papa und unserem CuRRRYwurstmobil war sogar in Farbe. In den folgenden Tagen brummte das Geschäft und auf unserem Küchentisch stapelten sich die Anmeldungen. Was könnte schiefgehen?

Doch der Marketingerfolg entpuppte sich kaufmännisch zu einer Katastrophe. Die Teilnahmegebühr basierte auf der Rechnung, dass ein normaler Mensch nicht mehr als vier Currywürste essen konnte, und vier Mal zwofuffzig waren zehn Mark.

Irgendwo, hinter Eversweiler Waschbeton, lebte der größte Wurstvernichter Norddeutschlands. Eine biologische Anomalie. Ein Mensch gewordenes schwarzes Loch, aber auch ein wichtiger Stammkunde: Dieter. Der Dieter! Gegen ärztlichen Rat hatte er sich zur Olympiade angemeldet und gerade sein Training begonnen. Seine erste, lockere Übungsrunde umfasste acht Currywürste.

„Und dann hat er als Nachspeise noch ein Nogger bestellt!“, weinte Papa in unserer Küche in den Aschenbecher.

„Ich sagte doch, das wäre keine gute Idee“, meinte meine Mutter, als die Stille zu drückend wurde.

„Vielleicht hat Dieter einen Bandwurm?“, schlug Aydin vor.

„Und? Was soll das bedeuten?“, fragte Papa.

„Dann könnten wir ihn disqualifizieren! Ein Bandwurm, das wäre für Esser wie Steroide für Bodybuilder. Das wäre Doping, oder?“

Sollte Dieter gewinnen und sich ein Jahr nur von unseren Currywürsten ernähren, wären wir ruiniert. Dann würde er unsere Bude kaputtessen. Ich hatte eigentlich fragen wollen, ob ich in den Sommerferien mit Freunden zelten gehen könnte, aber nun kam ich mir selbstsüchtig vor.

Mir war zum Weinen und ich glaube, auch Aydin kämpfte mit den Tränen. Doch auf einmal fixierte mich Vater mit seinem Blick. In seinem Gehirn drehten sich Zahnrädchen, das war deutlich zu sehen.

Sein Gesicht erhellte sich, er deutete aufgeregt auf mich und rief: „Ich hab’s! Du wirst es, Greta. Du wirst unser Champion! Du kannst Dieter besiegen. Du bist groß und dürr, da ist mehr als genug Platz für Currywürste!“

Ich blickte an mir herunter. Ich war 16 Jahre alt und nach meinem letzten Wachstumsschub vielleicht dünn, aber „dürr“? Das war nicht nett. Abgesehen davon war ich das genaue Gegenteil von Dieter. Uns gegeneinander antreten zu lassen, wäre, als würde man einen Sumoringler gegen eine Turnerin in den Ring schicken.

Meine Mutter ergriff meinen Arm, wir blickten in den Wahnsinn in Papas Augen und sagten unisono: „Das ist eine Schnapsidee!“

In den nächsten drei Wochen mussten meine Schwestern öfter als sonst in der CuRRRRyurstbude arbeiten, denn Vater widmete sich meinem Training. Drei Wochen gab es für mich nur mittags feste Nahrung, drei Wochen gab es nur Currywurst. Wir erarbeiteten, dass man mehr essen kann, wenn man möglichst wenig kaut. Und dass Currysauce zu stark sättigt, „Scharf“ aber der Verdauung hilft. Das beste Getränk für Olympioniken war Kaffee – auf keinen Fall Kohlensäure! Wichtig war für eine Kampffresserin auch die Konzentration, um die Nahrungszufuhr auf einem gleichbleibenden Niveau zu halten. Darum hörte ich Musik, Papa mischte mir eine eigene Currywurstolympiaden-Kassette, die ich auf dem Walkman hörte, während ich eine Wurst nach der anderen verschlang.

Man kann von diesen Trainingsmethoden halten, was man will, einige werden zurecht einwenden, dass es pädagogisch fragwürdig ist, seine Teenagerin mit Schweinefleisch, Kaffee und „Scharf“ zu mästen, aber der Erfolg stellte sich ein: Gerade rechtzeitig, zwei Tage vor der Olympiade erreichte ich meine Bestmarke: Zehn Currywürste!

Der Tag des Schicksals war der heißeste Sommertag des Jahres 1988. Aydin und Papa hatten um die Bude zwölf Biertische im Kreis aufgebaut und mit Papiertischdecken bezogen. Darauf stand der Name der Teilnehmer notiert. Sie hatten mich neben Dieter gesetzt.

Um Punkt zwölf Uhr, High Noon, saßen 47 Wettkampfcurrywurstvernichter auf den Bänken und schwitzten angespannt der ersten Runde entgegen. Aydin und Papa grillten konzentriert, Mama und meine Schwestern standen bereit, die erste Runde auszuteilen. Sie hatten Filzschreiber dabei und malten für jede vernichtete Wurst einen Strich auf die Tischdecke. Ich war eine von sieben Frauen, die sich dem Wettbewerb gestellt hatten, wir wurden aber nicht beachtet, wenn die Blicke der Kombattanten abschätzend über die Konkurrenz schwenkten. In meinen Kopfhörern lief „We Are the Champions“ von Queen.

Nach sechs Würsten hatte sich das Teilnehmerfeld halbiert, nach neun Würsten waren nur noch acht Currywurstolympioniken versammelt. Es war die Hitze, die Teilnehmern und Zuschauern gleichermaßen zusetzte.

Jetzt erst war ich Dieter aufgefallen: Das komische, dürre Mädchen, das nur „Scharf“ orderte. Er hingegen hatte verkündet, dass ihm übel wurde von diesem „Türkenpfeffer“, er verzichtete auch auf Currypulver: Ketchup pur.

Es wurde die elfte Wurst serviert. Nur Dieter und ich saßen noch auf der Bierbank. Die anderen Teilnehmer waren verschwunden, einige lagen hechelnd auf dem Boden. Die verbliebenen Zuschauer feuerten uns bei jedem Bissen an, es war klar, dass wir an den Grenzen der menschlichen Belastbarkeit arbeiteten und eine Entscheidung kurz bevorstand.

Bei der zwölften Wurst machte der Fotograf der Lokalzeitung ein Foto von uns beiden. „Solange ihr noch lächeln könnt!“, meinte er. Und wir lächelten. Doch es kam mir vor, als könnte ich in den Mundwinkeln meines Gegners ein leichtes Zittern erahnen.

Bei Wurst Nummer dreizehn wurde allen offenbar, dass Dieter schwächelte. Ich musterte ihn. Sein Gesicht war voller Aknenarben, seine Hautfarbe gelblich wie die verräucherte Raufasertapete in unserer Küche.

Siegessicher lächelte ich ihn an. Doch in mir rurmorte es. Die Mischung aus „Scharf“, Schweinefleisch und zu viel Kaffee dehnte sich brodelnd in mir aus, bald würde ich dem Druck nachgeben müssen oder auf dem Wettkampfgelände explodieren. Das war Greta, würde man sagen. Halb Mensch, halb Currywurst.

Aber Dieter durfte nicht gewinnen. Das durfte nicht geschehen.

Ich liebte die CuRRRRywurstbude! Ich mochte den Schreibfehler auf dem Imbisswagen, wie Aydin bei der Arbeit türkische Lieder sang, wie Papa jeden mit seinen Witzen zum Lachen brachte und dass er immer wusste, wem er welchen schon einmal erzählt hatte. Alles an Aydins und Papas Idee war richtig. Das war die richtige Art zu leben. Ich liebte die CuRRRRywurstbude – es waren die Würste, die ich verabscheute.

Besonders Nummer vierzehn, die sich vor mir räkelt und dampfte, um mich zu verhöhnen. Fett quoll aus ihren Schnittwunden und weichte den Karton auf, weiße Speckflecken glänzten in der Sommersonne.

„Greta! Mit Sauce?“, fragte meine Mutter, wie es unsere Regeln verlangten. Ich hörte ihre Worte nicht mehr, ich sah nur die Lippenbewegungen.

Ich sagte zum vierzehnten Mal: „Nein, danke“ und blickte auffordernd zu Dieter.

Ihm lief der Schweiß in Strömen über den Körper, unter seinen Turnschuhen hatten sich Pfützen gebildet. Er winkte ab. Er zitterte. Mein Gegner war am Ende. Ich sah eine Lücke im Körperpanzer meines Gegners, die ich ausnutzen musste. Vielleicht hatte ich doch eine Chance.

„Mit scharf?“, fragte Mama.

Dieter schüttelte heftig den Kopf.

Ich fasste neuen Mut. Während in meinem Kopfhörer „Gonna Fly Now“ ertönte, der Song zu der Trainingscollage aus „Rocky“, nahm ich den Streuer von Mamas Tablett und begann – ganz langsam – meine Wurst mit Pul Biber zu würzen. Mehr und mehr. Dieter sah hypnotisiert zu und wurde mit jedem Schütteln blasser.

Als die Wurst von „Scharf“ begraben war, rieb ich mir die Hände, brummte „Mmh“, als hätte ich Heißhunger und schob mir das erste Stück in den Mund. Genießend schloss ich dabei die Augen. Mir war sterbenselend, ein zweites Stück würde ich nicht überleben. Derjenige griechische Gott, der für Currywurstolympioniken verantwortlich war, musste mir jetzt beistehen!

Die Bank zitterte, der Tisch wurde von mir fortgeschoben – Dieter rannte zum nächsten Papierkorb und erbrach sich. Ich kämpfte gegen meinen Magen, der das auf einmal auch für eine gute Idee hielt, stand auf wackeligen Beinen, reckte die Arme in den Himmel – wie Rocky Balboa, als er vor dem Denkmal hüpfte und ich feierte meinen ersten und letzten sportlichen Triumph. Ich war Siegerin! Ich, Greta, sechzehn Jahre alt, mit einem Kampfgewicht von 48,4 Kilogramm hatte unsere CuRRRybude gerettet! Und alles, was der Gott der Currywurstolympiaden von mir dafür als Opfer verlangt hatte, war meine Magenschleimhaut.

In der Nacht fuhr mich Papa in die Klinik und mir wurde der Magen ausgepumpt. Keine schöne Sache, trotzdem erleichternd. Meinen Preis habe ich natürlich nicht eingefordert, seit diesem Tag habe ich keine einzige Currywurst mehr gegessen.

McDonalds führte zu weniger Umsatzeinbußen als befürchtet. Ob das dem Marketing durch die Olympiade geschuldet war oder meinem Heldinnenopfer, lässt sich nicht nachweisen. Trotzdem wurde die Currywurst unmodern und Aydin und Papa konnten erst wieder gewinnbringend arbeiten, nachdem sie auf Döner Kebab umgestellt hatten. Dafür lackierten sie sogar das CuRRRybudemobil um. „Das schärfste Kebab westlich von Istanbul“ stand nun auf dem Lack, ohne Rechtschreibfehler. Es waren die Achtziger und man glaubte damals, Döner Kebab stamme aus der Türkei und nicht aus Berlin.

Als Andenken habe ich noch irgendwo die Urkunde, die mir Papa damals gemalt hatte. Aber ich hole sie nicht oft hervor. Für meine Nase riecht sie zu intensiv nach Currywurst mit zu viel „Scharf“.